

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 23 (1919)

Artikel: Operater und Chirurgus [Fortsetzung]
Autor: Naegeli, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574254>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 07.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bilde „Vue de ville“ ein prächtig flimmerndes, die rötlich belichteten Häusergruppen reizvoll spiegelndes Seestück gemalt hat. Innige Poesie lebt in dem verhalten grünenden, gedämpft aufleuchtenden

„Frühlingstag“ *) von Wilhelm Ludwig Lehmann; seine auf Getreidegarben rot sprühende „Letzte Sonne“ dagegen wirkt bei weitem nicht so innerlich. Anny Pierow hat ihr immer wiederkehrendes Motiv des „Segelboothafens“ diesmal in weich flutendes Goldlicht getaucht, das auf dem ruhenden Wasser metallener widerscheint. L'Éplateniers „Printemps“ ist breit, klar, fein abgestuft gemalt; Traugott Senn verrät durch größere, gesammeltere Auffassung moderneren Zug. Albert Silvestres beide zartgetönte Seebilder, Arthur Morards sonnige Gartenlandschaft, Albrecht Meyers breit angelegte Baselbieter Landschaften, die individuell gestaltete Baumgruppe von Alexandre Mairet, Emil Cardinaux' etwas plakativ behandelte „Frühling am Fluß“, Han-

*) Als Kunstbeilage reproduziert in der „Schweiz“ 1916, S. 562/63.



Saion 1919.

Werner Karl Schmidt, Zürich. Der Traum.

nah Eggers stimmungsvolle, in ihrem leichten, duftigen Vortrag fesselnde Aquarelllandschaften — es genüge endlich mit der Aufzählung all dieser in irgend einer Hinsicht wesentlichen Arbeiten, die trotzdem nur einen kleinen Teil des Ausgestellten bilden.

(Schluß folgt).

Operater und Chirurgus.

Nachdruck verboten.

Erzählung von Otto Naegeli, Ermatingen.

(Fortsetzung statt Schluß).

Nun starrte der Mann wieder auf den Boden, drehte mit dem Stock alle Blättlein eines kleinen, unansehnlichen Sträuchleins um, bückte sich sogar, ein Zweiglein zu brechen, besah und beroch es, bis er endlich in Verzückung ausrief:

„Unmöglich und doch wahr! Circaea Mandragora! Höre, mein Sohn, und staune, uns ist Heil wiederfahren, sieh dir das Pflänzlein an: in deinem Leben wirst

du kein zweites finden; hierin steckt die Wurzel Uraun!“

Nun ging erst das Staunen und Verwundern an für den Lehrling der edelsten Wissenschaft. Herr Remigius nahm andächtig seinen großen Dreispitz vom Haupt und ließ seinen Schüler dasselbe tun mit der Zipfelmütze, neigte sich dreimal vor dem Pflänzlein so tief, als stünde seine Gnaden, der Herr Landeshaupt-

mann selber vor ihm. Dann piff er dem Apis, der wedelnd und winselnd her= schlich. Nun band er den langen Schweif des schwarzen Viehs um den Stamm des Strauchs und trieb mit seinem Stock den Hund an, die Pflanze auszureißen, was unglaublich leicht und rasch gelang. Der Knabe aber sah eine Wurzel ans Tages= licht kommen mit Kopf und Armen und Beinen, ein Zwergmännlein, das „Hecken= männchen“, wie der Meister jubelnd aus= rief. Doch als dem Hund der Schwanz abgelöst wurde, streckte er alle Biere und verendete.

Schweigend steckte der Magister das seltsame Gebilde zu sich, und rasch traten beide den Rückweg an. Herr Remigius konnte ob seinem Entzücken über den glücklichen Fang das Geheimhalten nicht ganz durchführen. Er sprach in abgerisse= nen Sätzen von Glück im Handel, im Spiel, in der Liebe, von Gold= und Edelstein= erzeugen, schweren Reichtümern beim Verkauf.

Der merkwürdige Schüler, schwer bepackt mit Steinen, Pflanzen und Wissenschaft, versuchte sich noch in der schwierigsten Form der Conjugatio:

„Amaturus, amatura, amaturum, ich werde ein Liebender sein.“

Und er fühlte sich neben dem zum Himmel emporsteigenden Nar wenigstens als ein Maikäferlein.

Nachts jedoch, im Traum, sah er den gelehrten Meister in Ratsherrenmantel und Dreispitz, zwei große Stadttore als Flügel am Rücken in den Wolken schweben. Die Sage vom Romeius, der einst den Rotweilern die Stadttore ausgehängt hatte und mit ihnen nach Billingen ge= eilt war, untermischte sich dem begeisterten Schläfer mit dem Bilde seines er= habenen Lehrers.

* * *

Bartli war nun bereits acht Jahre im Hause des Billinger Stadtchirurgus. An einem sonnigen Maienabend stand er unter der Haustüre in lässigem Geplauder mit des Meisters Töchterlein. Die Sonne sandte ihre letzten Strahlen über die schwarzen Dächer der Stadt; da er= schaute der Jüngling ein gewaltig Wunder: ein goldiger Schein umfloss einen blonden

Mädchenkopf mit frischem, rundem Ge= sichtschen und mohnrotem Munde, und unter dem Zauber erblühte Agathe, das Kind, zur reizenden Jungfrau. Das Agathlein glänzte in seinen Augen wie ein Agatstein. Wo aber ein Strahl der niedergehenden Himmelsleuchte zwei junge Augen, die einem Jüngling und einem Mägdelein angehören, also trifft, da entzündet er ein Loderfeuer, das die Herzen unlöslich zusammenschweißt.

Von jenem Tage an strahlten die Augen von Bartli und Agatha immer im Glanze der goldigen Abendsonne, sobald und wo sie sich trafen.

Der Jungknab wußte nicht, warum ihm alle Arbeit einesmals so leicht wurde, während er doch alle Formen des latei= nischen Verbums vergessen hatte bis auf das Präsens: amo.

An einem Sonntag ging er mit den stadträtlichen Kindern allen auf den Schwedenwall, wo vor mehr als hundert Jahren die wilden nordischen Krieger einen Graben aufgeworfen hatten, um den eingeschlossenen Billingern das Wasser abzuschneiden. Migi und der kleine Toni suchten eifrig nach Veilchen und Schlüssel= blumen, während Bartli der andächtig laufschenden Agatha alle seine aufge= speicherte Pflanzenweisheit zum besten gab. Als er dem Mädchen das zierliche St. Gerhardtshaupt zeigte, und erklärte, wie wundersame Wirkung das Kräutlein ausübe auf Kopf und Gedächtnis, und das Kind selber etwas näher zusehen wollte, so daß ein warmer Hauch des Mägdeleins ihn streifte und zwei feine Finger seine Hand berührten, empfand der Knab ein Gefühl, als würde durch seine Finger ein Glockenseil gezogen; er hörte einesmals alle Glocken der Stadt erklingen, und ein Läuten entstand in Kopf und Brust, daß ihm ganz taumelig wurde, dermaßen, daß das schwache Jungfräulein ihn fest= halten mußte in seinen Armen. Beim Umsinken fand er erst wieder Halt an einem weichen Busen und einem süßen Mündchen, und wußte nachher nicht, wie lange die Unmacht angedauert hatte.

An jenem Tage sind auf dem Schwe= denwall zu Billingen zwei Augenbinden verloren gegangen und nicht wieder ge= funden worden. Da half kein Verdecken

mehr. Bald sahen auch Vater und Mutter die strahlenden Augen und erglühenden Wangen, und nun fiel der arme Bärteli auf einmal wiederum acht Jahre zurück und war nichts mehr als ein hergelaufener Bettelbub und Hablüzgel, und sein leichtes Bündel wurde ihm vor die Füße geworfen.

Traurig und wehmütig schlich der Jüngling dem Riettor zu; doch ein kurzer Sonnenblick vom obersten Fenster her gab ihm Kraft, den Kopf wieder hoch zu tragen, und festen Schrittes wanderte er am Torwart vorbei.

III.

Schon ein Jahr lang hatte die betrübte Agathe nichts gehört von ihrem Sonnenbruder.

Die Eltern selber verwunderten sich darüber, daß Bärteli so gar nichts von sich vernehmen ließ. Dem Vater war es sogar manchmal leid, einen so tüchtigen Burschen verloren zu haben, wenn ihm die neuen Lehrlinge und Gesellen durch Unverstand und Dummsein die Galle in die Höhe trieben.

Das zweite Jahr schlich dahin ohne Kunde von dem Verbannten. Agathens Augen hatten ihren Sonnenglanz eingebüßt, der Achatstein war aus der Fassung gewichen. Umsonst hatte sie dem heiligen Antonius, dem Allesfinder, zwei Wachskerzen und dem heiligen Sebastian ein pfeildurchbohrtes Herz gestiftet. Schon ging es ins dritte Jahr. —

Auf St. Othmarstag kamen die Bauern in Scharen zur Stadt; denn in Billingen war große Messe.

Das dreifache Gelaß des berühmten Chirurgus Schuh stak voll von Menschen, als ein hochgewachsener, blasser junger Mann die gefensterter Tür des Kabinettleins öffnete, auf den vielbegehrten Meister zuschritt und ihn begrüßte mit den Worten:

„Mein Herr und Meister! ich bin gekommen, ein anderer als ich gegangen, und frage euch, ob ihr gesinnet seid, mich wieder bei euch aufzunehmen?“

Dabei entnahm er seinem Felleisen zwei große Pergamentrollen und überreichte sie dem verwunderten Ratsherrn.

Herr Remigius ließ alle Kunden in der Seife stecken, holte die große Horn-

brille und entfaltete das erste Schriftstück.

Es erwies sich als eine lateinisch abgefaßte „Attestatio“, daß Bartholomäus Schlierperus während zweier Jahre sich im Kloster des heiligen Benedictus zu Beuron aufgehalten, mit großem Fleiß und Eifer die lateinische Sprache in Wort und Schrift sich angeeignet, auch mit vieler Lust in das Studium der ars und materia medica versenket, nebenbei die fratres ordini Benedicti gar sorgfältig rasieret, frisieret und tondieret habe, so daß er nun wohl allerorts als tüchtiger, approbierter Chirurgus und Bader angesehen und gelten könne. Die zweite Rolle enthielt eine Erklärung, daß besagter Bartholomäus Schlierper im Kloster des h. Benedictus zu Beuron den falschen häretischen Glauben abgeschworen, und in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückgekehrt sei.

Das Gesicht des Stadthirgus erheiterte sich immer mehr, je weiter er las, und als er zum Schluß gekommen war, trat er mit verklärtem Blick auf den Ankömmling zu, streckte ihm die Rechte entgegen und entbot ihm freundliches Grüß Gott.

Der Jüngling aber trat einen Schritt zurück und erklärte, er sei hergekommen, hier in Billingen vor hohem Rat und Junft die gestrengen Examina als Chirurgus zu bestehen, und werde die Hand des Vaters erst ergreifen, wenn dieser die Gnade hätte, ihm nach abgelegter Prüfung die Hand seiner geliebten Tochter Agatha in die Rechte zu legen.

Herr Remigius machte Einwendungen und suchte Ausflüchte; die Sache müßte denn doch erst ernstlich überlegt werden, und mit Vorschlag und Antrag sollten auch noch ein paar andere Personen begrüßt und einverstanden sein.

Die Sache wickelte sich jedoch ganz anders ab, als die formellen Herren geplant und vorgeesehen hatten. —

Als der stattliche junge Herr die Wohnstube betrat, in welcher die ganze chirurgisch-stadträtliche Familie beisammen war, ertönte ein vierstimmiger Jubelschrei, und bevor Herr Remigi seine väterliche Würde und Gewalt zur Geltung bringen konnte, lagen sich die Liebenden in den Armen.

Frau Bibiane hatte genug zutun, ihre Tränen aufzufangen, und Migi und Toni tanzten jubelnd um das glückliche Paar.

Dermaßen blieb dem zur Seite geschobenen Vater nichts anderes übrig, als der Tochter Händchen aus der Hand des glückstrahlenden Bartholomäus zu lösen und aufs Neue in dessen Rechte zu drücken. Da fing der Achatstein wieder an zu glänzen, dieweil er seine Fassung gefunden hatte.

Rasch wurden die Anstalten zu den feierlichen Examinibus betrieben.

Auf Kathrinentag erhielt der Kandidat die Einladung aufs Rathhaus. Eine große Menge Volk war auf dem weiten Platz zwischen Stadthaus und Münsterkirche versammelt, worüber Bartli sich höchlich verwunderte.

Beklommenen Herzens stieg er die schmale Wendeltreppe empor, und trotz der Kühle in dem finstern Gang, wurde ihm schwül ums Herz beim Warten auf den Wink zum Eintritt in den großen Saal. Jetzt wäre er dankbar gewesen, so ihm jemand die Wurzel Kraun in die Tasche des langen Talars geschoben hätte; die aber hielt eine liebende Hand für ihn fest unter dem Daumen.

Vom Ratsdiener Arnold geleitet, betrat der Examinand, sich schüchtern verneigend, den großen Raum.

Um den runden Tisch saßen auf ihren hochlehnigen roten Sesseln die Ratsherren und Zunftmeister gar würdevoll in ihren schwarzen Talaren, auf welche die Locken der Langperücken herabquollen bis zu den breiten Spitzfragen, und welche festgehalten wurden von einem Gürtel, an welchem ein zierlicher feiner Degen die Hoheit und Macht befundete.

Seine Gnaden, der Amtsbürgermeister, Herr Hieronymus Schuh, erhob sich mit Würde und Langsamkeit, und verlas, zur Eröffnung des feierlichen Aktus die zwei Pergamenta des Abtes Bonaventur von Beuron.

Die allgemeine Zustimmung der sich neigenden Perücken zeigte sich besonders nach Abhören des zweiten Schriftstückes. Nun begann Herr Leonz Grininger, des Rats, und Zunftmeister der Schärer, Balbierer und Chirurgen, die Prüfung mit der ernststen Frage:

„Candidate, dic mihi, was ist der Kopf?“

Etwas zögernd und verlegen kam die Antwort: „Caput humanum est pars ossea.“

Herr Grininger, dem das Latein nicht mehr so leicht durch die dichten verlängerten Locken drang, erhob hier Einspruch:

„Es genigt, wenn er die Antworten in gutem Deitsch wiedergibt, Kandidat!“

„Der Kopf ist ein beinigter Teil, der das Cerebrum — Hirn will ich sagen — in seinen Bezirk begreift — und einschließt,“ vervollständigte der Fragesteller.

„Und, wozu dienen die Suturæ?“

„So etwann ein Bein der Hirnschalen zerbrochen wird, hindern die Nähte, daß der Schaden nicht dem ganzen Kopf Unheil zuziehen möchte,“ antwortete bereits etwas zuversichtlicher der Befragte.

Recte, dixisti, recht. Aber wozu nützen die Suturæ noch weiter?

„Die Nähte nützen zur Transpiratio, das heißt der Ausdampfung des Hirns zu helfen, den Naderlein Passasche zu geben, die Hirnhäut zurückzuhalten, die massam cerebri, welche sie einwickeln, zu unterhalten.“

„Bene dixisti, gut gesagt.“

Die Zuversicht des Kandidaten war eine vollständige geworden, als er an der Rücklehne seines hohen Stuhls fühlte zwei ineinandergeschlungene Schlangenleiber, nun wußte er, daß Aesculapius, der Gott der Heilkunst selber, ihn mit seinem Schlangensstab unterstützte.

Der Examinator fuhr fort: „Was ist das Herz?“

„Cor, cordis, das Menschenherz ist ein eitel und verzagt Ding, erhebt und stärkt sich aber beim Anblick von solch gütigen, gnädi...“

„Anatomia, Candidate!“

„Das Herz ist ein Teil und Ursprung des Lebens, die erste Quelle der Bewegung aller Teile, der Wasserquelle gleichsam, aus welcher der Strom entstehet.“

Das Kollegium tauschte erstaunte Blicke aus ob des schönen Gefäßleins und Vergleichs.

„Was ist am Herz zu beobachten?“

„Eine fleischichte Substantia und Fibras (Fasern), die sich wie ein Schrauben umdrehen, woraus die Bewegung resultieret.“

„Was ist das Pericardium, die einschließende Kammer des Herzens?“

„Ist ein Saß, mit Wasser angefüllt, in welchem das Herz verwahrt wird, daß es nicht austrocknet.“

„Optime (sehr gut).“

„Zum Schluß noch die Frage, welches ist die klarste und approbierteste Ab- und Einteilung des menschlichen Leibs?“

„Dieser ist die drei Ventres (Bäuch), daraus man machet, supremum (oberster), medium (mittlerer) und infimum (unterster), diese sind, das Haupt, die Brust und der Unterbauch.“

„Optime approbasti Anatomiam! (du hast die Anatomie aufs beste bestanden)...“

Mit einer tiefen Verneigung gegenüber dem Collegium und einem kleinen Kopfnicker zuhänden des Geprüften, schritt Herr Grininger zu seinem Ratsitz zurück, während der Archiater, Herr Kilian Schilling, vortrat, in Physiologia zu prüfen.

„Candidate, was ist Fleisch?“

„Es ist ein durch die natürliche Hitze zusammengeronnener, formierter Teil des Geblüts, aus welchem der Leib die Musculi machet.“

„Und was ist Fett?“

„Es ist ein weiches corpus aus den ölichten, schmierichten und schweflichten Teilen des Geblüts gemachet.“

„Recte. Und was ist Haut?“

„Es ist ein Teil aus Neg und Zäferlein zusammengefüget, mit etwas Blut durchlaufen, für Bedeckung des Leibs, überall mit Schweißlöchern durchlöchert, damit die unnützen Dämpf ausschlagen können.“

„Wo nehmen alle Pulsadern ihren Ursprung?“

„Alle Blutadern haben ihre Wurzel in der Leber, daher der Name, die drei großen Stämme, welche darin herkommen heißen: Vena Portae, die Lebenstür, Vena cava descendens und ascendens, ab- und aufsteigende Lerader.“

„Bene approbasti Physiologiam.“

Wieder gegenseitiges Rumpfbeugen und Kopfnicken, und der Regimentscherer, Herr Ignaz Amenhofer, tritt anstelle Kilian Schillings, über Pathologia zu fragen:

„Dic mihi, Candidate, was ist eine Geschwulst?“

„Es ist eine der Natur zuwidere Krank-

heit, durch die Teile des Leibs ausgedehnt und erweitert werden, daß sie zur Verrichtung ihrer Werke untüchtig gemachet werden.“

„Was ist Gangraena?“

„Brand machen starke Ligaturen, Einschnürungen; die zur Unzeit gebrauchten remedia adstringentes et resolventes (zusammenziehende und lösende Mittel) die Haemorrhagiae (Blutungen), törrichter Hundebiß und große Kälte.“

„Was ist dagegen anzuwenden?“

„Als bestes Mittel gegen äußern Blutfluß haben wir erprobt ein Kataplasma von pulverisierter Moe, sanguinis traconis, Tolormeni, mit Eiweiß zusammen gemachet, untereinander gemischt und auf die Wunde gelegt.“

Die weißen Allongen fehrten sich einander zu, und die Gesichter machten große Augen ob so vieler, ihnen gänzlich unbekannter Weisheit; ja die beiden Adler im Zimmer, der schwarze österreichische und der rote Billinger schienen ihre Fittiche zu spreizen.

Herr Amenhofer aber fuhr weiter: „Was ist Krebs?“

„Es ist eine harte, empfindliche und voller Geschwür, von einem verbrandeten Humore (Körperflüssigkeit) entsprungene Geschwulst, deren Malignität fast so groß ist wie ihre Unheilsamkeit.“

„Wie ist die Operatio des Krebses vorzunehmen?“

„Wenn der Cancer noch jung und klein ist, so ist eine gute Operatio zu hoffen, wo er aber zu groß und verwurzelt, so ist schlechte Hoffnung zu machen. Er kann herkommen von einer unordentlichen Diät, von einer schwarzen Gallen, durch Schwachheit der Milz und böser Leber, da hilft kein Schneiden, Brennen oder Aetzen; das beste Mittel ist der Tod.“

„Optime approbasti Pathologiam“, erklärte der Examinator, und überließ das Schlußwort dem vorsitzenden Stadtbürgermeister.

Der erhob sich an seinem Platz, um noch die wichtigsten allgemeinen Fragen zu stellen: „Nun, Herr Candidatus, sag er mir, was ist ein Wundarzt?“

„Ein Diener der Natur. Wann er das beschädigte Ort zusammenfügt, den Zufällen wehren kann, tut er genug.“

„Gut. Wie soll ein rechter Wundarzt beschaffen sein?“

„Er soll sein ein frommer, rechtgläubiger, katholischer Christ, eines redlichen Gemüts, sittsam, eines nüchternen Lebens, subtiler Glieder, wohl gereiset, in der Praxi erfahren, wohl reden, auch ein wenig lügen können, oder sein Sach ist nix, aus einem Kreuzer zehn machen!“

Mit solcher glänzenden Darlegung, und der außerordentlich klugen und praktischen Auffassung seines Standes und Berufes, erklärten die Herren Examinatoren sämtlich sich zufrieden und für vollkommen befriedigt mit dem theoretischen Teil der Prüfung und gingen nun über zur Practica.

(Schluß folgt).

Neue Schweizer Lyrik.

(Schluß; vgl. Heft VI, S. 341).

In Emil Schiblis „Die zweite Ernte“¹⁾ treffen wir die zarten, von sanftem Schmelz übergossenen Lieder „beseelter Landschaft“, die lebenskräftigen, stark individuell ausklingenden Weisen der „Liebe“ und die köstlichen frommen Opfergaben seines „inneren Lebens“, endlich als kleinen Anhang noch ein paar Zeitgedichte. Von diesen Liedern sind manche von besonderem Wohlklang erfüllt, so beispielsweise „Jura“, „Schwesterseele“, „Ich bin ein Strom“, „Erlösung“, „O Augen!“, Gedichte, die außer der rein formalen Anmut auch noch eine beschwingte und beseligte Stimmungskraft, eine aus dem Herzensbrunnen quellende Fülle von seelischem Reichtum verraten. Auch das schlicht-innig vorgetragene Lied „Sommertag“ gehört zu den Kleinodien des Büchleins, sowie das tiefgründende „Abendlied“:

Der Abend streut sein letztes Blut
Mit müden Händen in die Welt
Und lächelt sterbend, still und groß,
Und wankt und sinkt und fällt.
Und ich, der als ein armer Tor
Mit unsichtbaren Feinden stritt,
Bin nun von aller Last befreit,
Weiß kaum mehr, daß ich litt.
Mein Schreiten ist ein schöner Tanz,
Und meine Augen sind Gebet.
Ich fühle wie der Geist des Herrn
Zu meiner Seele geht.
In dunkeln Wipfeln rauscht der Wind,
Und drüber glänzt der Sterne Schein.
Ich singe leis und kinderfromm
Mein Abendlied darein.

Der Basler Dichter Dominik Müller hat uns, um mit ihm selbst zu sprechen, „die längst abgestreiften Schlangenhäute seines Herzens“, das heißt seine Lieder und Verse aus den Jahren 1896 bis 1912 — es war bisher nur ein Teil davon in seinen drei Bändchen „Verse“ veröffentlicht worden — in einer „Liebesleier“²⁾ betitelten kleinen Sammlung vollständig zugänglich gemacht. Man wird gern

zu diesen lyrischen Liebes- und Lebensbekenntnissen eines Dichters greifen, der es so trefflich und fein versteht, mit dem sinnenden Ernst eines elegisch gestimmten Weltbetrachters die heiter prickelnde Laune einer köstlich frischen Selbstironie auf das glücklichste zu vereinen. Neben den leichteren Stimmungs- und Momentbildern eines vielseitig berührten Poetenherzens begegnen wir da oder dort tiefer schürfenden Gedichten, die einen vollen seelischen Gehalt ausströmen und nachhaltigeren Eindruck hinterlassen. Ich möchte Lieder wie das fein empfundene neunte Stück aus dem Zyklus „Bäbeli“ („Du bist mein tiefer Brunnen du“) oder das eigenartige „Im Schnee“ zu diesen, das menschlich Gehaltvolle in Dominik Müllers „Liebesleier“ betonenden Gedichten zählen. Fast ergreifend schlicht wirkt in seiner still resignierten Bescheidung das zweistrophige Liedchen „Bisweilen“:

Bisweilen ist das Leben schön,
Ein sonniger Blick, ein selig Wort,
Ein Jauchzen wie aus Himmelshöhen —
Dann nimmt's der Alltag wieder fort.
Und trübe gehn die Tage hin,
Wie Wolke hinter Wolke zieht,
Du machst dich klein, du läßt sie ziehn,
Bis wieder Schönes dir geschieht.

Nanny von Eschers neues Büchlein „Die Streitbaren“³⁾ bringt die willkommene epische Ergänzung des früheren, ausgesprochen lyrischen Gedichtstraufes „Meine Freunde“. Wir finden da eine Anzahl trefflicher Balladen und Gedichte mit zugrunde liegenden historischen Motiven, die außerdem um wertvolle Gelegenheitsgedichte im besten Sinne des Wortes vermehrt worden sind. Gedichte wie „Ueberlieferung“ und „Vom Adel“, „Der sterbende Held“, die „Inschrift des Schlachtendenkmals am Zürichberg“ und nicht zu vergessen der markvoll tüchtige, herb männliche „Epilog“, werden immer zum Besten und Wahrsten gehören, was uns die Dichterin von ihrer Weltanschauung und ihrer glühenden Heimatliebe im Liede offenbart hat.

Dr. Alfred Schaer, Zürich.

¹⁾ Neue Gedichte. Bern, N. Francke, 1919.
²⁾ Titel und Bignetten von Rudolf Urech. Verlag Bepf, Schwabe & Cie., Basel 1917.

³⁾ Gedichte und Balladen. Verlag Schulthess & Co., Zürich 1918.